

dem Satz beginnt: „Verwundert euch nicht, meine Brüder, ob euch die Welt hasset.“ Ich sprach über „den *Tatbeweis der Bruderliebe inmitten einer vom Haß erfüllten Welt.*“ Es war eine ergreifende Feier, viele Hände wurden mir hinterher zum Dank gereicht. Nach der Predigt sangen wir: „Ich bete an die Macht der Liebe“, ein wunderbares Bekenntnis der Deutschen, die vom Haß ihrer Feinde umgeben waren. Zum Schluß erinnerte ich an ein Wort, das ich am Neujahrstage in Seiferdau als Predigttext gewählt hatte in der Ahnung dessen, was wir im Jahre erleben würden: Luc. 21, 28 „Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf und erhebt eure Häupter in die Höhe darum, daß sich eure Erlösung naht.“ Dann haben wir um „eine nahe Erlösung“ gebeten. Als eine Erhörung dieses Gebetes habe ich es empfunden, als schon am Nachmittage desselben Tages ein Freudenruf durchs Lager ging: „Alle Leute, die nach Österreich oder Bayern gehören, sollen heraustreten.“ Der erste Transport ging ab. Am nächsten Morgen aber war der Jubel noch viel größer, als es hieß: „Es geht ein Transport ab nach Ulm.“ 20 mit Negern bemannte amerikanische Lastautos standen bereit zur Abfahrt. Da habe ich mich nicht lange besonnen. Nach Schlesien konnten wir von dort aus nicht gelangen. Nach Thüringen wären wir gern gezogen, weil in Eisenach eine Wohnung für unsere Familie bereit stand —, aber der Major sagte mir: „Hauen Sie ab! Die Hauptsache ist: hier heraus und nach Deutschland!“

Von mittags 12 Uhr an sind wir von der Tschechei in rasendem Tempo durch Bayern nach Ulm gefahren. Dort konnten wir bleiben; wir wurden bis nach Herrlingen auf der schwäbischen Alb gebracht. In der Nacht am 13. Juni um 2.00 Uhr wurden wir hier ausgeladen. Wie haben wir Gott gedankt! Nun waren wir wieder auf deutschem Boden und bald sind wir gastlich aufgenommen worden im lieben Schwabenland. Gottes Wege sind nicht unsere Wege, und Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken. *Wir müssen dahin gehen, wohin er uns führt.*

Johannes Kilger,

(früher Seiferdau, Kr. Schweidnitz, jetzt Leuzendorf (Württ.))

VI. Seelsorge mitten im Kampfgebiet

Die folgenden Zeilen wollen ein Mosaiksteinchen sein in dem Bilde, das unsere schlesische Heimat in den Monaten der Auflösung bot, als die Russen und dann die Polen Schlesien besetzten. In dieser Zeit, als eine *jede Gemeinde auf sich selbst gestellt* war, keine von der anderen etwas wußte, wir nicht ahnten, was in den anderen Teilen Schlesiens vor sich ging, da war *die Kirche der Ort und der Hort der Sammlung;*

da erwies sich Gottes Wort nicht nur als Quelle des Trostes, sondern auch, da in solchen Zeiten der Mensch anfällig wird für die Stimme des Versuchers, der die Begriffe von Gut und Böse zu nivellieren sucht, als reinigende und bewahrende Kraft, ob es sich handelte um das 7. oder das 5. Gebot, das 6. oder das 3.; kurz darum, daß das 1. Gebot die Grundordnung des Lebens bliebe.

Ich versuche das Bild zu zeichnen, wie es sich mir im Zusammenleben mit meiner *Gemeinde Prittag* Kr. Grünberg bot, die mit den Dörfern Deutsch- und Alt-Kessel und Fliedertal, Waldvorwerk, Wilhelmental u. a. eine Gemeinde von 2300 Seelen bildete in einer Längsausdehnung von etwa 18 km, östlich begrenzt von der Oder. Die Gemeinde hatte ein reiches kirchengeschichtliches Erbe zu verwalten, sowohl aus der Zeit der Gegenreformation, als zu der Grenzkirche im Oderwalde, „der Hütte Gottes“, sich von weither die evangelischen Glaubensgenossen hielten, als auch da im 19. Jahrhundert *Pastor Frühbuß*, einer der Bahnbrecher der Missionsliebe in Schlesien war und als Verfechter des Lutherischen Bekenntnisses innerhalb der Union eine weit über seine Gemeinde hinaus wirksame Tätigkeit entfaltete, dazu noch aus dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, als *Pastor v. Brockes* einen der ersten Jugendbünde für entschiedenes Christentum (E. C.) in Prittag gründete; die Früchte der damaligen Erweckungsbewegung sind noch bis heute spürbar. Fünfmal hatte die Gemeinde ihr Gotteshaus in 200 Jahren neu aufbauen müssen; noch 1930 hatte sie dem turmlosen Bethaus einen Turm mit einem Geläut hinzugefügt, dessen drei Glocken den Lobgesang der himmlischen Heerscharen als Aufschrift trugen: „Ehre sei Gott in der Höhe! Friede auf Erden! Den Menschen ein Wohlgefallen!“ Von diesem Geläut tat bis zuletzt nur die Glocke „Friede auf Erden!“ ihren Dienst. Vielleicht, weil in unserem Volk das „Ehre sei Gott in der Höhe!“ zu kurz gekommen war.

Obwohl schon das Weihnachtsfest 1944 unter dem Zeichen der heran nahenden Front stand, rechnete doch bis Mitte Januar niemand damit, daß für unsere engere Heimat die Katastrophe so nahe bevorstände. Die Propaganda war nicht ohne Wirkung geblieben. Erst als am 24./25. 1. 45 die Parteileitung bekannt gab, daß die Fahrzeughalter sich für eine Räumung des Dorfes bereit halten sollten, wurde die Lage auch den größten Optimisten klar, die noch immer auf das versprochene Wunder warteten.

Am 24. hielten wir noch eine Kriegsbetstunde, die sehr gut besucht war. Durchziehende Truppen von Osten her, Trecks aus dem Warthegau, von Süden bis zu uns verschlagene Siebenbürger, machten es immer deutlicher, daß unsere Gegend bald Kriegsgebiet sein würde. Man erwartete an der Oder den entscheidenden Widerstand. Deshalb waren die meisten bereit, der Aufforderung, das Dorf zu verlassen, nachzukommen. Alarmierend wirkte die Nachricht vom Durchbruch

russischer Panzer bei Steinäu: Der Sonntag stand unter dem Eindruck der herannahenden Entscheidung. Den Auswärtigen war es schon nicht mehr möglich, am Gottesdienst teilzunehmen. Der Predigt lag der Monatsspruch: Luc. 8 v. 50b zugrunde: „Fürchte dich nicht! Glaube nur!“ An den Gottesdienst schloß sich eine Feier des hl. Abendmahls an. Wir standen alle unter dem Eindruck, daß wir uns für einen neuen Abschnitt unseres Lebens, der völlig dunkel vor uns lag, fertig machen mußten. Die gemeinsame Feier war allen eine rechte Stärkung.

Ständiger Kanonendonner von der anderen Oderseite bestätigte das Gerücht von einer Panzerschlacht, von deren Ausgang der Befehl zum Aufbruch abhängig gemacht werden sollte. Als in den Häusern sich die Familien noch einmal zum Mittagessen zusammenfanden, kam die Nachricht: Fertig machen!

Während bisher eine große Zahl sich entschlossen hatte, zu bleiben, da keine genügenden Fahrzeuge zur Verfügung standen, schlossen sich doch die meisten dem Aufbruch an, als die Wehrmacht sich erbot, mit ihren Lastautos die Flüchtlinge nach Grünberg zu bringen; von dort sollten Sonderzüge in der Richtung nach Bautzen gehen. Auf der Straße herrschte ein *unbeschreibliches Durcheinander*, da keine Leitung da war. Die Partei versagte wieder völlig. Nur die Wehrmacht gab sich die größte Mühe, den Abtransport zu regeln. Ihr war es zu verdanken, daß schließlich doch alle mitkamen. Viel Klagen und Weinen, bei einigen aber auch getroste Zuversicht, die Alles in Gottes Hände zu legen bereit waren. Ich konnte mich nicht entschließen, meine Frau und die Kinder diesen Transporten anzuvertrauen. Erst als mir bekannt wurde, daß um 2 Uhr nachts ein Auto bis Guben führe, entschlossen wir uns, diese letzte Gelegenheit zu benützen. Nun wurde das Gepäck fertig gemacht, während das ganze Haus voller schlafender Soldaten lag, die erst auch noch beköstigt worden waren. Wir stellten uns noch einmal unter den 121. Psalm und dankten für all den Segen und die Freude, die Gott uns in diesem Hause hatte erleben lassen. Gegen Morgen rückte dann auch der Treck der Fahrzeughalter ab. Mit dem Troß der Wehrmacht kamen noch die letzten Nachzügler mit. Von der Oder her hörte man schon das Maschinengewehrfeuer. Auch die Soldaten verließen fluchtartig das Dorf. Ein Offizier entledigte sich nur noch seines Auftrages, die Männer anzuweisen Panzersperren anzubringen (ein Sohn des Superintendenten Eberlein in Glogau). Vor den über das Eis der Oder herübersickernden Russen hatte sich der Volkssturm zurückgezogen, da er völlig unzureichend ausgerüstet war, mit italienischen Gewehren ohne die dazugehörige Munition; bei den Instruktionsstunden hatten sie wohl Kampflieder singen gelernt, aber nicht, wie man mit einem Maschinengewehr umgeht. Nachdem auch die letzten Männer das Dorf verlassen hatten, machte ich mich auch fertig, mich nach Grünberg zurückzuziehen. Einige alte Leute waren zurückgeblieben;

diese suchte ich noch einmal auf. Als ich von dem einen Besuch auf die Dorfstraße einbog, kam mir ein langer Zug in erdfarbene Mäntel gekleideter Gestalten entgegen. Ich hielt sie zuerst für Civilarbeiter, sah aber dann die Waffen und an den Mützen den Sowjetstern; es war ein russischer Spähtrupp von etwa 60 Mann; wie ich später feststellte, hatten sie schon einige Männer aus benachbarten Dörfern aufgegriffen, wahrscheinlich VolkssturMLEute, und diese als Gefangene mitgeführt. Ich konnte nicht mehr zurück, suchte harmlos grüßend an ihnen vorbeizukommen. Zwei traten auf mich zu; der eine griff nach meiner Uhr, der andere zog mir den Ring vom Finger, den er aber gegen ein paar Stück Zucker dem ersten überließ. Die Brieftasche mit dem Geld gab er mir wieder und entließ mich mit dem Rat: „Geh schlofen!“ Nachdem ich festgestellt hatte, daß der Zug das Dorf in Richtung Alt-Kessel verließ, holte ich mir mein Rad und das notwendigste Gepäck und suchte über Fliederthal-Eichwaldau Grünberg zu erreichen. In Eichwaldau traf ich deutsches Militär, das mir nicht glauben wollte, daß die Russen schon in Pritttag seien. In Grünberg fand ich freundliche Aufnahme bei Superintendent Dr. Böhm, bei dem auch schon der Boyadler Amtsbruder Zuflucht gefunden hatte. Am folgenden Morgen, Dienstag, den 30. Januar, zog es mich wieder nach Pritttag, da mir die alten Leute am Herzen lagen, die dort zurückgeblieben waren. Da Alt-Kessel von Russen besetzt, der Wald tief verschneit war, mußte ich wieder den Weg über Eichwaldau-Fliederthal nehmen. Die militärischen Stellen in Eichwaldau konnten mir nicht sagen, wie es in Pritttag stünde, nur daß Fliederthal noch frei sei; von einem Verbindungsoffizier würde ich unterwegs das Nötige hören. In Fliederthal besuchte ich einige Familien, die sich nicht hatten entschließen können, sich dem Treck anzuschließen. Es war inzwischen etwa 10 Uhr geworden, als ich mich nach Pritttag auf den Weg machte. Am Ausgang des Dorfes, einer verlassenen Gastwirtschaft, sah ich, wie gegenüber aus dem Wald eine Schützenkette in Schneetarnung und Pelzmützen heraustrat; da ich nicht mit Sicherheit feststellen konnte, ob es Deutsche oder Russen seien, beobachtete ich in Deckung des Hauses die Entwicklung der Dinge. Als ich dann glaubte mit Sicherheit die Soldaten als Russen feststellen zu können, und mich nun zurückzuziehen versuchte, war es *schon zu spät*. Von einer Seitenstraße her wurde ich von Russen abgefangen. Mit einem älteren Manne mußte ich mich *an eine Wand stellen*; die Soldaten machten ihre Maschinenpistolen zurecht; der alte Mann bangte um sein Leben, mir war die Sache weniger beängstigend, da ich dachte: „Es kann mir nichts geschehen, als was ER hat ersehen!“ Da fiel der Blick des einen mit mongolenartigem Gesichtsschnitt auf meine Taschenuhr, die zweite, die ich noch eingesteckt hatte; sie erregte sein Interesse und verschwand in seiner Tasche. Währenddessen wurden

andere Männer herbeigeführt, mit ihnen wurden wir zum Kommandanten gebracht. Nach einem längeren Verhör wurde uns befohlen in einem Hause zusammen zu bleiben; es dürfe am Abend keiner fehlen; wir dürften uns nicht auf der Straße sehen lassen, es würde sofort geschossen. Abends sollte über uns entschieden werden. Während wir nun in dem angewiesenen Hause warteten, kamen und gingen die Soldaten ein und aus. Sie benahmen sich einwandfrei, wie ich es später nur selten feststellen konnte. Im Laufe des Nachmittags konnten wir beobachten, daß eine gewisse Unruhe auf der Straße herrschte, ohne daß ein Schuß fiel. Gegen Abend hörten wir draußen Tritte; wir glaubten, daß nun der Kommandant käme und über uns entschieden würde. Die Tür wurde aufgerissen und vor uns stand *ein deutscher Polizeihauptmann und deutsche Soldaten*. Ohne daß wir es gemerkt hatten, waren deutsche Polizeitruppen gekommen, vor denen sich die Russen zurückgezogen hatten; sie hielten aber noch die letzten Häuser im Dorf besetzt. Wir waren wieder frei! Der Befehl, das Dorf zu räumen, da es mit Artillerie beschossen würde, um die Russen zu vertreiben, wurde wieder zurückgenommen. Es war gar keine Artillerie vorhanden. Der Hauptmann versicherte, wir könnten bleiben, das Dorf würde gehalten; eine Postenkette zog sich quer durch das Dorf. Der größte Teil der Gemeindeglieder kam nun in einem anderen Gehöft zusammen, da keiner wagte allein in seinem Hause zu bleiben. Wir glaubten uns durch die Posten gesichert. Alle waren sehr gedrückter Stimmung; wir waren etwa 16 Menschen dort zusammen. Ich hielt eine Abendandacht und wir wurden still im Gebet. Die Unterhaltung verstummte; draußen lag tagheller Mondschein über der schneebedeckten Landschaft. Um 12 Uhr wurde festgestellt, daß die Russen noch immer den Rand des Dorfes besetzt hielten. Als wir um 3 Uhr wieder hinaussahen, wurde festgestellt, daß kein deutscher Posten zu sehen sei. Die Sicherungen schienen zurückgezogen zu sein. Ich wollte es zunächst nicht glauben. Die Nachricht versetzte alle in Sorge, da wir befürchten mußten, daß nun die Russen wieder vorstoßen würden. Keiner wagte auf die Straße zu gehen, da die breite Dorfstraße in dem hellen Mondlicht von dem jedenfalls bis 12 Uhr noch besetzt gehaltenen Gehöft einzusehen war. Ich schlich mich deshalb mit meinem Rade durch die Gärten. Nirgends war ein Posten zu finden. Das Dorf war tatsächlich völlig geräumt. Auf der Straße fuhr ich nun weiter, bis ich nach etwa vier Kilometer in Eichwaldau auf deutsche Posten traf. Dort hörte ich, daß um 12 Uhr die Posten trotz des von dem Hauptmann uns gegebenen Versprechens vier Kilometer zurückverlegt worden waren, ohne daß man es für nötig hielt, uns davon zu verständigen. Ich suchte nun Hilfe zu bekommen und ließ mich von der Wache zu dem Batl.-Gefechtsstand bringen und wurde schließlich zu dem Rgt.-Gefechtsstand der Kampfgruppe geführt. Der Oberstleut-

nant lag im Bett; ich stellte ihm die Lage der Civilisten in Fliederthal vor und bat ihn, doch einen Spähtrupp mitzuschicken, damit unter dessen Schutz die Leute abrücken könnten. Er blieb völlig gleichgültig; er könne nicht helfen. Als ich nun ratlos nicht wußte, wie ich den Zurückgebliebenen helfen sollte, wurde nach mir gerufen: ich sollte als Ortskundiger einen Spähtrupp, der in Richtung Fliederthal an der Oder entlang aufklären sollte, führen; wie froh war ich über die unerwartete Wendung! Etwa zwei Züge standen in ihren Schneeanzügen mit Maschinengewehren ausgerüstet, angetreten. Die Offiziere waren sehr freundlich; die Situation hatte für mich einen eigenen Reiz. In Fliederthal hatten die Gemeindeglieder schon geglaubt, daß ihr Pastor sie im Stich gelassen habe, da ich nicht wieder zurückgekehrt war. Wie froh und dankbar waren sie, sich nun im Schutz der Wehrmacht zum Aufbruch rüsten zu können, da sie sich nach Grünberg zurückziehen wollten, da weitere Kampfhandlungen erwartet wurden. Ich selbst blieb weiter als Ortskundiger bei dem Spähtrup. Mit ihm ging ich nun weiter vor. Zunächst wurde festgestellt, daß die Russen das Dorf geräumt hatten. Wir rückten nun gegen das nächste Oberdörfchen, Waldvorwerk, vor, wo das Zentrum der Russen gestanden hatte. Es war inzwischen Tag geworden, ein schöner, klarer Wintertag. Auf den von vielen Wanderungen vertrauten Waldwegen ging es im Schutz der Schonungen langsam vorwärts. Hin und wieder piffen Kugeln durch den Wald. In Sicht von Waldvorwerk stellten wir durch Leuchtraketen fest, daß das Dörfchen schon von Deutschen besetzt war. Denn inzwischen waren auch von Deutsch- und Alt-Kessel aus Polizeitruppen vorgegangen und hatten am Abend vorher Pritttag freigekämpft. Der von den Bränden gerötete Himmel hatte uns schon am Abend in Fliederthal ahnen lassen, was in Pritttag vor sich ging. Glücklicherweise waren drei Scheunen in Flammen aufgegangen. Am Morgen waren dann die Einheiten auch gegen Waldvorwerk vorgegangen, um die Russen über die Oder zurückzutreiben. Der ortskundige Führer, ein älteres Prittager Gemeindeglied, war dabei an der Seite des Kompanieführers gefallen. Der Trupp hatte schwere Verluste: 23 waren gefallen, viele verwundet. In Waldvorwerk trennte ich mich von dem Spähtrupp und half Verwundete nach Pritttag bringen. Es waren keine Sanitäter, kein Verbandszeug da, kein Arzt. Auf einem Sportschlitten zog ich einen Soldaten, dem der Fuß abgeschossen war und dem mühsam ein Kamerad, dem selbst die Kniescheibe verletzt war, zu helfen suchte, nach Pritttag, wo im Schloß notdürftig auf einer Schütte Stroh ein Notlazarett ohne Arzt eingerichtet war. Mit den Möbeln des Kindergartens wurde der Ofen geheizt. Das Dorf zeigte noch die Spuren der Kämpfe. Das Pfarrhaus und die Kirche waren noch in Ordnung, obwohl die Russen auf dem Kirchturm ein Maschinengewehr in Stellung gebracht hatten, um von da die über die

Höhen von Deutsch-Kessel her anrückenden Deutschen unter Feuer nehmen zu können. Als ich das alte Ehepaar, von dem ich mich noch zwei Tage vorher verabschiedet hatte, aufsuchen wollte, fand ich die Frau in der Küche erschossen in ihrem Blut liegend vor, ebenso ihren Mann in seinem Bett. Auf dem Tisch der Küche lag noch aufgeschlagen das Gesangbuch bei dem Lied: „Sollt ich meinem Gott nicht singen . . . Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit!“ Aus dem Pfarrhaus holte ich mir nun mein Gepäck und fuhr mit einem am Weg liegenden Rad nach Fliederthal. Hier traf ich den zweiten Teil unseres Spähtrupps; ohne daß wir es an der Spitze gemerkt hatten, war er von einem russischen Schützen, der uns hatte vorüberziehen lassen, beschossen worden; deshalb waren die anderen uns nicht nachgekommen; sie hatten einen Toten. Die Gemeindeglieder waren inzwischen nach Grünberg abgezogen. Nachdem ich mein Gepäck auf mein Rad, das ich noch dort vorfand, umgeladen hatte, fuhr ich auch über Eichwaldau nach Grünberg. Nach den mancherlei Erregungen der letzten Tage tat die freundliche Aufnahme bei Pastor Wackwitz und Superintendent Dr. Böhm sehr wohl.

In Alt-Kessel hatten inzwischen die dort zurückgebliebenen Gemeindeglieder auch Stunden der Angst durchgemacht. Der Kirchenälteste Bauer Siebler war mit einigen anderen Männern abends aufgegriffen worden und gefangen gesetzt worden; nachdem die Männer anfangs ganz gut behandelt worden waren — sie wurden sogar mit Speck, Brot und Zigaretten versorgt — kam um 12 Uhr ein Kommissar herein, zog einen Revolver heraus und schoß einen der Männer nieder; dann verließ er den Raum mit den Worten: „In einer Stunde komme ich wieder!“ Betend bereiteten sich nun die Männer auf ihr Ende vor, mit dem sie nun rechnen zu müssen glaubten. Währenddessen warteten zu Hause die Frauen und Nachbarn bei Sieblers auf die Rückkehr des Mannes. Auch dort wurde Gott um Schutz angefleht. Bei diesem Ältesten kamen jeden Abend die Nachbarn zusammen, da jedes sich fürchtete allein zu Hause zu bleiben. Der Älteste hielt mit ihnen Morgen- und Abendandacht. In dieser Nacht war natürlich auch an Schlaf nicht zu denken. Um 0.30 Uhr wurde bei den Gefangenen plötzlich die Tür aufgerissen; sie erwarteten, daß nun wieder das Ende eines der Männer gekommen sei; da trat nicht der Kommissar, sondern deutsche Polizei herein, vor denen auch hier die Russen das Dorf geräumt hatten. In völlig unverständlicher Weise bedrohten diese, die als Befreier begrüßt wurden, die verängstigten Männer, redeten sie als Rüssenschweine an und setzten ihnen die Gewehrläufe an die Schläfe. Als Herr Siebler darauf sagt: „Wir sind schon bereit im Glauben an Jesus Christus zu sterben!“ wird ihm geantwortet: „Ja, so redet ihr Schweine immer!“ Darauf konnte Herr Siebler gehen. Als er nun auf der von einem brennenden Auto taghell erleuchteten Straße nach

Hause eilt, schießt die Polizei hinter ihm her. Gott sei Dank, blieb er bewahrt! Dies unverständliche Verhalten hatte wahrscheinlich darin seinen Grund, daß *man in denen, die sich nicht dem Treck angeschlossen hatten, Landesverräter sah*; so waren vorher von der Partei die bezeichnet worden, die zu Hause bleiben wollten.

Auch in Deutsch-Kessel waren etwa 15 Männer in einem Hause gefangen gesetzt worden. Gegen diese Gefangenen war ein Attentat geplant worden; der russische Posten schoß gegen das Haus eine Panzerfaust ab, die aber nur das Dach abdeckte; da er diese Waffe nicht zu handhaben verstand, verunglückte er selbst dabei und verbrannte. Erst gegen Morgen stellten die Gefangenen fest, daß sie nicht mehr bewacht wurden und daß deutsche Polizei da war. So waren auch sie bewahrt geblieben. Am anderen Morgen wollte ich nun die Beerdigung des alten Ehepaares in Pritttag in die Wege leiten. Der Ortskommandant, der sich mit einer Nachrichtenabteilung dort niedergelassen hatte, versprach mir, durch Polen ein Grab graben zu lassen; als ich aber am nächsten Tage wieder hinkam, war der Ortskommandant weg und nichts geschehen. Ich mußte mir also allein helfen. Mit zwei Polen, die sich dazu bereit erklärten, holten wir vom Tischler einen Sarg, den wir im Magazin fanden; ich war dankbar, daß sich nun noch zwei Nachbarn dazu fanden; mit ihrer Hilfe betteten wir das Ehepaar in den Sarg; auf einer Schubkarrre brachten wir nun den Sarg auf den Friedhof. Den hart gefrorenen Boden mußten wir mit Äxten aufbrechen, um dann das Grab zu graben. Gottes Wort und Gebet stellte uns mit all dem Jammer in das Licht der Ewigkeit und der Auferstehung.

In Alt-Kessel bot auch die Beerdigung von vier Opfern dieser Tage die Gelegenheit, das Wort Gottes zu verkündigen. Da sich hier eine größere Gemeinde zusammen fand, konnte die Feier, wenn die Toten auch ohne Sarg in die Erde gebettet werden mußten, in der gewohnten Weise durchgeführt werden. In Deutsch-Kessel wurde die Beerdigung zweier Opfer mit dem Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ abgeschlossen. *Welch ganz anderes Gesicht bekamen auf dem Hintergrund dieser Tage die Gottesworte und unsere alten Choräle!*

Dankbar nahm ich nun die Einladung eines Alt-Kesseler Gemeindegliedes an, dorthin überzusiedeln. Es wurde mir ein schönes Zimmer zur Verfügung gestellt. An den Morgen- und Abendandachten beteiligte sich die Hausgemeinde. Mit freundlicher Fürsorge wurde ich umgeben. Ich fuhr fast jeden Tag nach Pritttag, wo sich immer wieder eine Anzahl Männer zusammenfand, die das noch vorhandene Vieh, soweit es nicht weggetrieben war, fütterten. Bei einem Bauern wurde dann gemeinsam gegessen. Das Pfarrhaus war bisher von Plünderungen verschont geblieben, durch die sonst die meisten Häuser in einen furchtbaren Zustand versetzt worden waren. Leider hatte auch die

Polizei die Quartiere in einem unglaublichen Zustand zurückgelassen. Dann durchwühlten die Polen, die als Zwangsarbeiter hingebraht worden und nun dageblieben waren, die Wohnungen und nahmen alles Brauchbare mit.

Da Tauwetter eingetreten war, bot die Oder gegen unerwünschten Besuch der Russen von dieser Seite Schutz. Ungestört konnten wir noch am Sonntag, den 11. II. in drei Dörfern Gottesdienst halten. Die Gemeindeglieder wurden nun immer wieder von der Frage bewegt: Bleiben oder flüchten! Die Kreisleitung drängte immer wieder auf Flucht. Verschiedene Männer zogen nun ihren Familien nach. Ich war dankbar, daß einige Prittager Gemeindeglieder, die sich auch aufgemacht hatten, nach zwei Tagen wieder umkehrten und beschlossen, in Pritttag zu bleiben. Herr Superintendent Dr. Böhm suchte auch die Bevölkerung zu beruhigen und zum Bleiben zu bestimmen. Da jede Verbindung mit der Kirchenleitung aufgehört hatte, war von dort für die Geistlichen keinerlei Weisung zu erwarten. *Bei der Unübersichtlichkeit der Lage mußte die Entscheidung dem Gewissen jedes Geistlichen überlassen bleiben.* Wenn einzelne Geistliche den größten Teil ihrer Gemeinde auf dem Treck begleiteten, so erwies sich diese Entscheidung durch die weitere Entwicklung als gerechtfertigt. Da in den Dörfern meiner Gemeinde noch etwa 400 Gemeindeglieder zurückgeblieben waren, auch nach Pritttag selbst etwa 40 zurückzukehren bereit waren, war es mir klar, daß mein Platz hier war. Bei diesem Entschluß spielte nicht nur die kirchliche Verantwortung eine Rolle, sondern auch der Wunsch so viel als möglich, die Heimat vor dem völligen Zerfall zu bewahren und für die noch in absehbarer Zeit erhoffte Heimkehr der Abgewanderten zu erhalten.

Nun galt es, sich für die *zweite Begegnung mit den Russen* zu rüsten. Wir mußten sie diesmal von Süden her erwarten. In der stockfinsternen Nacht vom 13. auf 14. Februar kündeten Brände das Herannahen der Front an. Bald nachdem ich schlafen gegangen war, wurde ich wieder geweckt. Das Dorf war durch Gerüchte alarmiert, die besonders die Frauen ängstigten. Es war notwendig, die Gemeindeglieder zu beruhigen und vor einer Flucht zu warnen, da die Panzer schon zu weit vorgestoßen waren. Bei Herrn Siebler waren wieder viele zusammen; an Schlaf war natürlich wieder nicht zu denken. Ich las den 91. Psalm. Bis es Tag wurde, blieben wir zusammen; die letzten deutschen Einheiten zogen durchs Dorf.

Nun beschloß ich wieder nach Pritttag zurückzukehren und dort die Besetzung durch die Russen abzuwarten. Während unsere Gemeinde den ersten Vorstoß der Russen von Osten her über das Eis der Oder erlebt hatte, ging jetzt der Vormarsch südwestlich auf der Reichsstraße vor sich, die unsere Gemeinde nicht berührte. Erst mehrere

Tage, nachdem die Russen Grünberg besetzt hatten, breiteten sie sich auch auf die umliegenden Dörfer aus. Hin und wieder leisteten noch einzelne Wehrmachtsteile einen zwecklosen Widerstand. Feuerbrände, die den Himmel röteten, ließen uns auch in Prittag erkennen, daß die Besetzung nicht so harmlos verlief, wie sich das viele gedacht hatten. In Grünberg wirkten sich die Spirituosenlager, von denen vorher nichts an die Bevölkerung abgegeben worden war, verhängnisvoll aus. Plünderungen, Vergewaltigungen der ständig betrunkenen Soldaten mußte die Bevölkerung über sich ergehen lassen. Wir lagen in einem toten Winkel und hatten vorläufig noch Ruhe. Das Zusammenleben der etwa 44 Gemeindeglieder, also etwa 6 Prozent der ehemaligen Bevölkerung des Dorfes, gestaltete sich zunächst zu einer Idylle. Geld und Zeit spielten keine Rolle. Als der Volkssturm das gesamte Vieh wegzutreiben gesucht hatte, waren genügend Kühe ihre eigenen Wege gegangen, die dann wieder eingefangen wurden und uns nun Milch und Butter lieferten. Gruppenweise fanden die einzelnen sich zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Essen zusammen. An Nahrungsmitteln fehlte es nicht. Eine Bauersfrau buck, solange die Bäckerei nicht in Gang war, aus den vorhandenen Mehlbeständen das Brot. Ich half auch bei einem Bauern, der durch einen bösen Finger, der später sogar abgenommen werden mußte und der deshalb in der Arbeit behindert war. Abends saßen wir bei dem Licht einer Karbidlampe, da es ja keinen elektrischen Strom gab, zusammen. Mit einer Andacht, in der Passionszeit mit einer Passionsbetrachtung, schloß der Tag ab. Ein treues Gemeindeglied, mit dem ich mich innerlich eins wußte, schlief mit im Pfarrhaus, da sein Haus besonders exponiert war. Mit ihm konnte man Abends dann noch die besonderen Anliegen vor Gott bringen. Leider stellten sich später selbst in diesem kleinen Kreis mancherlei Spannungen heraus, die im Anfang nicht bemerkbar waren. Es zeigte sich auch hier, daß echte Gemeinschaft nicht durch das gemeinsame Schicksal und durch die gemeinsame Not allein herzustellen ist, sondern daß sie nur unter dem Wort und durch die reinigende und bewahrende Kraft des Heiligen Geistes möglich ist.

Eine Verbindung zwischen den Dörfern bestand zunächst nicht. Am Sonntag hielt ich Gottesdienst im Pfarrhaus. Da die Außendörfer sich nicht beteiligen konnten, mußte ich in jedem Dorf auch weiter besonderen Gottesdienst halten. Der Besuch der Dörfer war zunächst ein Risiko. Man mußte auf Nebenwegen die Dörfer aufsuchen; oft wurde man rechtzeitig gewarnt, wenn gerade die Männer zum Arbeitseinsatz zusammengeholt wurden oder die Russen die Räder wegnahmen. Als ich Anfang März die Verbindung mit *Grünberg* aufzunehmen suchte, war die Stadt noch wie ausgestorben; keiner wagte sich auf die Straße. *Die Wohnungen der beiden Pfarrer waren überfüllt mit Hilfe und Schutz suchenden Gemeindegliedern, die sie dort auch gefunden hat-*

ten, z. T. unter persönlichem Einsatz der Geistlichen. Die Verpflegung so vieler Menschen war nicht leicht, besonders da es so wenig Brot gab. Und doch war das Nötigste immer wieder da. Wir konnten von Prittag hin und wieder auch ein wenig helfen. Als ich wieder die Stadt verlassen wollte, wurde ich von einem Posten festgehalten und in ein Haus gebracht; ein Posten vor der Tür bedeutete mir, daß ich gefangen sei; mein Protest wurde völlig ignoriert. Ich sollte wohl, obwohl ich über 50 Jahre alt war, wie so viele zum Arbeitseinsatz verschleppt werden; da kam als rettender Engel ein mir bekannter ehemaliger Beamter des Landratsamtes, der im Auftrag des Bürgermeisters in den Häusern irgendwelche Feststellungen zu machen hatte; der setzte sich für mich ein, so daß ich nach einiger Zeit entlassen wurde und froh war, auf Nebenwegen die Stadt verlassen zu können; durch den Wald, der mit seiner Stille mich schützend umging, gelangte ich glücklich wieder nach Hause.

Dort wurde das Idyll auch immer öfter gestört. Da Prittag das am meisten entvölkerte Dorf war, wurde keine Kommandantur hingelegt, die in den anderen Dörfern sich als ein gewisser Schutz erwies. Darum wurden diese Dörfer gern von Soldaten, die sich hinter der Front plündernd herumtrieben, aufgesucht. *Sie wurden besonders für die Frauen eine schwere Plage.* Wochenlang machte ein Sergeant die Gegend unsicher. Als in einem Nachbardorf ein menschenfreundlicher Major aus Grünberg sich selbst diesen Plünderern entgegenstellte, wurde er von ihnen erschossen. Die Frauen mußten nun oft die Nacht in einer Scheune zubringen oder suchten auch im Pfarrhaus Zuflucht; es bot eine günstige Fluchtmöglichkeit durch ein Fenster im oberen Stock auf das Dach eines angrenzenden Stallgebäudes, und von da nach dem Garten. Das Ohr war so empfindlich für die Geräusche in der Stille der Nacht, daß man durch eine spürbare Unruhe im Dorf, durch das Rollen eines Rades auf der Straße aus dem leisen Schlaf geweckt wurde. Man war dann vorbereitet, wenn sich die Schritte auf den Stufen zum Garten hören ließen, das heisere: Dawai! Ssuda! erklang und mit Kolbenstößen gegen die Haustür energisch Einlaß begehrt wurde. Wenn dann noch eine Fensterscheibe splitterte, mußte man sich beeilen zu öffnen und doch die Eindringlinge so lange hinzuhalten versuchen, bis oben die Frauen geflüchtet waren. Gewöhnlich gaben sie vor, Soldaten zu suchen, nahmen aber mit, was ihnen gefiel. Einmal hatte auch ein Soldat, der im Dorf ein Unterkommen gefunden hatte, im Pfarrhaus spät abends Zuflucht gesucht; ich wies ihn an, im Notfall denselben Fluchtweg zu benutzen wie die Frauen. Als dieser Fall nun eintrat, fand er in seiner Angst nicht den Weg und verkroch sich unter das Bett, ohne daß ich etwas ahnte; mit gutem Gewissen sagte ich, daß niemand sonst im Hause sei. Nun leuchtete der Soldat beim Durchsuchen des Hauses auch unter das Bett,

glücklicherweise ohne ihn zu entdecken; als dann zu meinem Erstaunen der Soldat unter dem Bett hervorkam, waren wir dankbar für die Bewahrung.

Immer öfter wurde das Dorf von Patrouillen auf Partisanen und Soldaten durchsucht. Das Mißtrauen schien dadurch genährt worden zu sein, daß deutsche Flugzeuge Flugblätter abwarfen, in denen die Bevölkerung zur Bildung von Widerstandsnestern, die russischen Soldaten in russischer Sprache mit der Unterschrift des Generals Wlassow zum Überlaufen aufgefordert wurden. Man vermutete in den Zurückgebliebenen Nazibeauftragte, die den Widerstand organisieren sollten. Eines Tages wurden *alle Männer verhaftet* und nach Grünberg gebracht; dort hatten sie unter den Verhören und der rohen Behandlung viel zu leiden. Wir waren dankbar, als sie nach etwa acht Tagen wieder zurückkehrten. (Ich war vor der Verhaftung bewahrt geblieben durch meinen Ausweis als Pfarrer; *die Kommandantur hatte sich als besonders kirchenfreundlich erweisen wollen* und räumte den kirchlichen Beamten eine Sonderstellung ein. Der Ausweis erwies sich als eine wertvolle Hilfe und großer Schutz.) Die Entlassenen wurden verpflichtet, von Zeit zu Zeit Bericht über Vorgänge im Dorf zu geben; dieser Auftrag war ungefährlich, da kein Vernünftiger an einen Widerstand dachte. Bald verloren die nichtssagenden Berichte für die Auftraggeber ihr Interesse. Deutsche Soldaten hielten sich in der weiteren Umgebung noch in den Wäldern auf; Nachts kamen sie in die kleinen Walddörfer und wurden von der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln versorgt. Größte Vorsicht war dabei geboten, da immer wieder marodierende Russen auftauchten, zuweilen in Trupps bis zu zehn Mann; man spürte ihnen aber zuweilen eine Unruhe an, so daß sie, wenn sie Gefahr witterten fluchtartig das Haus verließen; so wurde in Fliederthal eine Familie von ihren Bedrängern, die sie in sadistischer Weise quälten, plötzlich befreit, dadurch daß diese aus nicht erkennbarem Grund aufschraaken und das Haus verließen. Bei aller Angst gab es dann immer wieder Anlaß, Gott für die Rettung zu danken. Auch die Gottesdienste wurden zuweilen durch den Einmarsch solcher Banden gestört. *Die Kommandantur in Grünbera leate Wert darauf, daß überall Gottesdienst gehalten würde.* Sie wies die kommunistischen Bürgermeister in der Stadt und auf den Dörfern an, für die Möglichkeit der Gottesdienste zu sorgen. Solange die Grünberger Amtsbrüder noch nicht auf die Dörfer hinauskonnten, hielt ich nach Möglichkeit dort Gottesdienste und die Beerdigungen. Bei einem Bombenangriff auf die von den Russen mit deutschen Arbeitskräften erbaute große Holzbrücke über die Oder hatten aus dem einen Dorf sieben Gemeindeglieder den Tod gefunden, das einzige Ergebnis dieses sinnlosen Angriffs; die Trauerfeier versammelte eine große Gemeinde um die Gräber.

In Deutsch-Kessel stellte die katholische Pächterin des Gutes die Diele des Gutshauses als würdigen gottesdienstlichen Raum zur Verfügung, der nun von mir und auch von den katholischen Geistlichen aus Grünberg benutzt wurde. Am Sonntag mußte ich den ganzen Tag unterwegs sein, da ich an fünf Orten meiner Gemeinde Gottesdienst halten konnte. Während nach der Regelung der kirchlichen Versorgung durch die Ausweise die Grünberger Geistlichen oft in weiten Fußmärschen die Gemeinden des westlichen Kreisteils aufsuchten, der Saaborer Amtsbruder nach Boyadel ging, besuchte ich die bis zu 30 Kilometer entfernten Gemeinden Kontopp und Kolzig östlich der Oder. In Kontopp waren nur noch ganz wenig Gemeindeglieder zurückgeblieben, in Kolzig konnte ich einen Gottesdienst vorbereiten. Überall fand man dankbare Aufnahme. Als ich von diesem Erkundungsausflug zurückkehrte, fand ich das Haus wieder in einem chaotischen Zustand: alle Schübe herausgerissen und ausgeleert, die Möbel abgerückt, die Schlösser erbrochen. In Kolzig hatte ich auch nur mit viel Mühe mein Rad dem Zugriff der polnischen Miliz, die auf der östlichen Oderseite bereits die Macht ergriffen hatte, entreißen können. Den letzten Gottesdienst konnte ich in Kolzig nicht mehr durchführen, da mir unterwegs von polnischem Militär das Rad weggenommen worden war und ich zu Fuß mein Ziel nicht mehr rechtzeitig hätte erreichen können. Neben der kirchlichen Arbeit galt es nun bei dem fortschreitenden Frühling an die *Bestellung der Felder und Gärten* zu denken. Bei all dem sonstigen Jammer eine erquickende Arbeit! Trotz der ständigen Störungen durch Plünderungen, die uns zwangen, die Arbeit liegen zu lassen, um den Plünderern nicht ganz die Häuser zu überlassen, wurde nun Dünger gefahren, wobei es schwierig war, die an das Ziehen nicht gewöhnten Kühe dazu abzurichten; es gab da manche groteske Szene. Es wurde nun gepflügt, Kartoffeln gelegt, Mais und Gemüse gesät, die Spargelanlagen in Ordnung gebracht. Jede Kraft wurde gebraucht. Hofften wir doch auf die Heimkehr unserer Angehörigen; da mußte für die nötige Ernährung gesorgt werden. Als die Heumahd begann, ging es bei Sonnenaufgang auf die Wiese zum Mähen. Ich war stolz, den ganzen Heuboden im Pfarrhaus füllen zu können, und so das nötige Futter für die Ziegen zu haben; damit hoffte ich, das Notwendigste für die Versorgung mit Milch und Butter getan zu haben, wenn meine Familie heimkehren würde. Eine Milchmädchenrechnung!

Die Zahl der Bewohner des Dorfes hatte sich inzwischen etwa verdoppelt. Es waren einzelne Familien zurückgekehrt, auch ein Bauer mit seinen Pferden. Mit großer Freude wurden sie empfangen! Wie dankbar waren sie; das Dorf nicht zerstört und die Männer noch am Leben vorzufinden. Keiner ahnte, was für schwere Wochen ihnen noch bevorstehen würden.

Je mehr der Nachschub an die Front auch die Nebenstraßen benutzte, kamen die Fuhrkolonnen auch durch unser Dorf und konnten nun aufladen, was ihnen gefiel. Auch zuerst harmlos und menschlich erscheinende Soldaten entpuppten sich als brutal und rücksichtslos. Die *Nerven wurden oft auf eine harte Probe gestellt*. Wenn man zusehen mußte, wie Kisten und Kisten geleert, vieles mutwillig verdorben wurde, konnte man nur der Erregung dadurch Herr werden, daß man sich sagte: es ist ja nicht der Russe, der uns alles nimmt, sondern es ist Gott, der uns von unserem Besitz löst. Das machte still, daß man gelassen dem Raub und der Zerstörung zusehen konnte. Trotzdem gab es noch immer einzelne, die, bis die endgültige Waffenniederlegung bekannt wurde, auf ein Wunder warteten; der ferne Kanonendonner wurde auf seine Stärke abgeschätzt, ob die Deutschen nicht näher kämen. Sie konnten es sich nicht denken, daß unser Volk diesen Horden ausgeliefert sein sollte. Ich suchte ihnen klar zu machen, daß diese Auffassung nicht als Glaube, sondern als Ungehorsam gegen Gottes Willen zu bezeichnen sei; wir müßten uns mit der totalen Niederlage abfinden, gerade hier müssen wir sprechen lernen: Dein Wille geschehe!

Nicht nur die Vorräte an Weckgläsern und Speck, der erstaunlicherweise jetzt noch zu Tage kam, verschwanden aus den Verstecken, sondern auch das Vieh wurde aus den Ställen geholt: Kühe und Ziegen, das letzte Schwein; die Hühner. Das Getreide und Mehl, das wir hin und her versucht hatten zu verstecken, wurde gefunden, selbst das Mehl im Kasten der Mühle, das wir als eine Reserve zu erhalten hofften, wurde herausgeholt. Oft wurde ich zu Hilfe gerufen; wenn es auch einmal gelang wieder ein Stück Speck den Plündernden abzugeben, eine Geige ihnen wieder wegzunehmen oder einen Koffer vom Auto herunterzuholen, aufs Ganze gesehen war jeder Widerstand ergebnislos. Die Grünberger Kommandantur lehnte jede Hilfe ab: wir sollten froh sein, wenn noch niemand erschossen wäre. Mit Sorge sahen wir in die Zukunft, wie unsere Ernährung gesichert werden sollte.

Außer unseren zurückgekehrten Gemeindegliedern *sickerten mehr und mehr Polen ins Dorf*. Während sich zuerst Grünberg im Einvernehmen mit den Russen gegen die Besetzung der Wohnungen mit Polen gewehrt hatte, machte doch die Besetzung immer größere Fortschritte. Wir hatten wohl mit einer Besetzung bis an die Oder gerechnet, nun tauchten besorgniserregende Gerüchte auf, daß die Polen auch auf die Gebiete westlich der Oder Ansprüche erhöben. Polnisches Militär zog durch das Dorf, das aber ablehnte uns gegen die plündernden Russen zu schützen. Ein deutschsprechender Pole stellte sich eines Tages als Amtsvorsteher von Prittag vor; in einer Gemeindeversammlung verkündete er, daß erst der Wald, dann alles deutsche

Eigentum enteignet sei. Alle Fahrräder, Schreibmaschinen, Radioapparate etc. mußten — natürlich bei Todesstrafe — abgegeben werden. Als ich am letzten Sonntag im Juni von einem Gottesdienst in einem Außendorf zurückkehrte, war die Gemeinde in große Unruhe versetzt durch das Gerücht, daß Grünberg geräumt werden müsse. Der polnische Amtsvorsteher trat diesen Gerüchten zunächst entgegen und verbot ihre Weiterverbreitung. Als ich mich am nächsten Tag in Grünberg erkundigte, wurden die Gerüchte bestätigt. Die Stadt war von polnischer Miliz besetzt. Junge verwegene aussehende Burschen durchzogen die Straßen; als ich die Stadt verlassen wollte, wurde ich daran gehindert; mein Ausweis galt nichts mehr, mit Fußstritten wurde ich zurückgejagt, ich sollte mich auf dem Rathaus melden. Auf Nebenwegen aber entkam ich und gelangte aus der Stadt.

In Pritttag suchte der Amtsvorsteher uns noch zu halten; er wollte sich die Arbeitskräfte nicht entgehen lassen; die Nachbardörfer waren bereits geräumt. Herr Superintendent Dr. Böhm hatte noch bei dem polnischen Landrat versucht die Erlaubnis zu erwirken, daß ein evangelischer Geistlicher bleiben dürfe; die Erlaubnis wurde nicht gegeben; es sei ja doch zwecklos, da ja keine Gemeindeglieder dableiben. Am Mittwoch tauchte in Pritttag ein polnischer Offizier auf, der erstaunt war, daß noch deutsche Bevölkerung im Dorf war; wir hätten bis zum nächsten Tage das Dorf zu verlassen.

Nach den mancherlei Quälereien der letzten Wochen und den die Nerven anspannenden Erlebnissen empfanden die Gemeindeglieder diese Zwangslösung als befreiend. *Wir sahen unter diesen Verhältnissen keine Lebensmöglichkeit mehr.* Sogar das Backen des Brotes war uns verboten worden. Auch die letzten Nächte hatten die Frauen wieder in den Kornfeldern zugebracht, um sich zu verstecken. Der Amtsvorsteher lehnte jeden Schutz ab. Am Dienstag hatte er noch eine alte schwerhörige Bauersfrau, die sich in den neuen Verhältnissen nicht zurecht finden konnte, erschossen, da in ihrer Wohnung ein Revolver gefunden worden sein sollte. Wir konnten uns also vorstellen, was wir unter diesem Regiment zu gewärtigen haben würden. Mir gegenüber blieb er höflich; er kam zu mir, um sich von mir das geschnitzte *Krucifix* auf dem Schreibtisch auszubitten. *Unter diesem Zeichen vergebender Liebe gingen wir auseinander.* Auch die Polen fühlten sich unsicher; sie schienen nicht damit zu rechnen, daß diese Vertreibung eine endgültige Entscheidung bedeute, sie schienen sie mehr für eine Vergeltungs- und Strafaktion für das den Polen angetane Unrecht zu halten, das uns immer wieder vorgehalten wurde.

Nun mußte das Wichtigste gepackt werden. Zugtiere standen nicht zur Verfügung; die letzten Kühe waren weggetrieben worden; der eine Bauer, der mit seinen Pferden wieder heimgekehrt war, mußte nun auch zu Fuß wieder die Heimat verlassen. *Wie froh waren wir, daß*

die anderen nicht heimgekehrt waren. Das eine mir besonders nahe-
stehende Gemeindeglied war mehrere Wochen vorher bei der Arbeit
verunglückt und hatte sich beide Beine gebrochen, erst hatte er in
Grünberg gelegen, als dann auch seine Familie zurückgekehrt war,
hatten wir ihn wieder nach Hause geholt. Dessen Transport machte
nun Schwierigkeiten. Wir mußten ihn auf einen Leiterwagen legen.
Diesen Wagen mußten wir mit dem Gepäck von mehreren Familien
ziehen. mit sechs bis acht Männern und Frauen ging es besser, als ich
gedacht hätte. Ich hatte mich auch diesem Wagen angeschlossen, da
ja auch keine Handwagen zu bekommen waren. Die wunderlichsten
Gefährte wurden zusammengestellt, auch Schubkarren mußten zur
Beförderung des Gepäcks benutzt werden. Bei Morgengrauen sammelten
wir uns auf der Dorfstraße. Nur langsam ordnete sich der Zug,
Kinder, Alte und Gebrechliche, eine Frau hatte sich noch in der letz-
ten Nacht, als sie von Russen verfolgt wurde, einen Glasscherben in
den Fuß getreten. Ich ging noch einmal wie benommen durch Haus
und Garten, schaute durchs Fenster in das Wohnzimmer, wo noch alles
so stand, als solle sich die Familie um den Tisch setzen; was umschloß
das Zimmer für reiche Erinnerungen, das Haus, die Kirche, der Kirch-
platz; alles wurde noch einmal einen Augenblick lebendig: „Der Herr
hats gegeben! Der Herr hats genommen! Der Name des Herrn sei
gelobt!“

Jeder war durch die vor ihm liegenden Schwierigkeiten in Anspruch
genommen. Langsam setzte sich der Zug von etwa 70 Menschen in
Bewegung. Jeder mußte sich erst mit seiner Last einrichten; das erste
Stück unseres Weges auf der ansteigenden Straße mit dem schlechten
und uns doch so vertrauten Pflaster war wohl das schwierigste. Noch
einmal grüßte der Kirchturm und wies uns nach oben. Soll das das
Ende der Geschichte unserer Gemeinde sein, das Ende der Kirchen-
geschichte Schlesiens? Das steht in Gottes Hand. Unsere Aufgabe ist
es, nicht zu vergessen, was der Herr auch in der Vergangenheit auf
dem tränenreichen Weg der Kirche durch sein Wort und Sakrament
gegeben hat; das Erbe der Väter verpflichtet!

„Weiß ich den Weg auch nicht, DU weißt ihn wohl! Das macht die
Seele still und friedevoll!“

Hans Richter

(früher Pritttag, jetzt Himmelkron (Obfr.))